

erscheint in: Karin Birkner/Nina Janich (Hg.): Handbuch Text und Gespräch. Berlin/Boston: de Gruyter

Kirsten Adamzik

Was ist ein Text?

Der Beitrag geht davon aus, dass die Frage nach dem Textbegriff inzwischen ganz in den Hintergrund textlinguistischer Beiträge getreten ist, im Rahmen der Profilierung bestimmter Fragestellungen und Forschungsrichtungen aber immer wieder bestimmte Merkmale von Untergruppen des überaus heterogenen Gesamtbereichs hervorgehoben oder auch ausgeblendet werden. Zu den alten Entgegensetzungen ‚mündlich-schriftlich‘ und ‚sprachlich-nichtsprachlich‘ sind insbesondere ‚materiell-virtuell‘ und ‚interaktiv-nichtinteraktiv‘ hinzugetreten. Im Zuge der Fokussierung solcher Eigenschaften kommt es teilweise zu einer scharfen Trennung von Text und Gespräch bis hin zu einer Polarisierung im Sinne von Produkt vs. Prozess. Demgegenüber wird hier betont, dass es sich dabei ebenso wie bei der Mustergeprägtheit (Praktik) nur um verschiedene Facetten eines Phänomens handelt und statt Polarisierungen die Arbeit mit Skalen angezeigt ist. Bei den Prozessen stehen bislang solche im Vordergrund, die die individuelle Ebene (Produktion und Rezeption) und die Interaktion in Kleingruppen (Gespräche) betreffen. Der Beitrag stellt dem an die Seite Praktiken im Umgang mit Texten, die von mehr oder weniger großen Kollektiven getragen werden. Dazu gehört insbesondere die Zuschreibung von Überlieferungswert durch intertextuelle Verfahren, die Texte zu Bestandteilen des kollektiven Gedächtnisses macht.

1. Zur Entwicklung der Diskussion um den Textbegriff
2. Von Dichotomien zu Skalen (und zurück?)
3. Produkte, Prozesse, Praktiken
4. Textwissen
5. Schlussbemerkung
6. Literatur

Bildlinguistik materiell-virtuell mündlich-schriftlich Praktik Produkt Prototyp
Prozess Textwissen Überlieferung Wortlaut

1 Zur Entwicklung der Diskussion um den Textbegriff

„Zu den markantesten Veränderungen in der textlinguistischen Diskussion der letzten 15 bis 20 Jahre gehört eine *gewandelte Einschätzung der Bedeutung einer Definition* des Begriffs *Text*“ (Adamzik 2016, 40; Hervorhebungen im Orig., die erste dort fett). Als die Textlinguistik sich zu konsolidieren begann, also in den 1970er-Jahren, galten zwei Fragen (und Aufgaben) als absolut zentral: die nach der Definition von *Text* und die nach der Klassifikation von Texten. Dies hat sich grundlegend geändert: Während „nahezu jeder, der sich in den 70er und 80er Jahren zu Texten äußerte, zu verstehen gab, wie er den Textbegriff verstanden wissen wollte“ (Heinemann/Heinemann 2002, 96), verzichten heute „viele Textlinguisten auf den Versuch einer übergreifenden Bestimmung des Begriffs“ (Heinemann/Heinemann 2002, 102). Es hat sich die schon von Brinker (1973) vertretene Auffassung durchgesetzt, dass es unmöglich ist zu bestimmen, „was immer und überall als Text zu gelten hat“ (Heinemann/Heinemann 2002, 102; vgl. auch Brinker 2010, Kap. 2.2.; zuerst 1985).

Gleichwohl wird – gerade heute – auch immer wieder ein „erweiterter“ Textbegriff angemahnt. Dies dient in der Regel allerdings hauptsächlich dazu, den eigenen Untersuchungsgegenstand oder -schwerpunkt abzustecken, ggf. auch dazu, bestimmte Phänomene zu Forschungsdesiderata zu erklären, die (bislang) nicht hinreichend berücksichtigt worden seien. Derzeit geschieht dies insbesondere von Seiten der sog. Bildlinguistik, die das Zusammenwirken von schriftlichen und nichtsprachlichen, aber ebenfalls visuell wahrnehmbaren Gestaltungsmitteln in den Vordergrund stellt. Visualität wird dabei als konstitutives Merkmal von Textualität betrachtet (einen guten Einblick in die Diskussion bietet das Themenheft 1/2013 der „Zeitschrift für Germanistische Linguistik“ zu „Textualität – Visualität“). Im gleichen Zuge rücken die Verwandtschaft und das Zusammenwirken von schriftlichen und mündlichen Äußerungen in den Hintergrund, der Gegensatz zwischen Texten und Gesprächen, die andere Analyseverfahren erforderten, wird also prononciert herausgestellt.

In der Frühzeit der Textlinguistik wurde demgegenüber gerade die getrennte Betrachtung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit kritisiert, als Spezifikum des sprachwissenschaftlichen Textbegriffs wurde sogar die Indifferenz gegenüber der medialen Verfasstheit betont (vgl. Brinker 2010, Kap. 2.3.). Semiotisch orientierte Ansätze bezogen dabei auch nichtsprachliche Elemente ein, sodass *Text* synonym zu *kommunikatives Signal* oder *Zeichen* erscheint. Zwei Definitionen mögen diese Positionen exemplifizieren:

Text ist die Gesamtmenge der in einer kommunikativen Interaktion auftretenden Signale. (Kallmeyer u.a. 1974, 45)

Wir gehen von einem erweiterten Begriff des Textes aus, der linear, flächig oder auch räumlich angeordnete Mengen von Material und diskret gegebenen Elementen, die als Zeichen fungieren können, auf Grund gewisser Regeln zu Teilen oder zu einer Ganzheit zusammenfaßt. (Bense 1969, 76)

Sie sollen hier nicht näher besprochen und in den jeweiligen Diskussionskontext eingebettet werden, sondern nur zwei Ausprägungen eines (sehr) weiten Textbegriffs repräsentieren. Beide wählen allerdings unterschiedliche Größen als Oberkategorie, nämlich *kommunikative Interaktion* bzw. *Zeichenkomplex*. Bei Ersterem denkt man zweifellos eher an flüchtige Zeichen und muss sicher auch Winken, Fahنشwingen oder Klatschen dazurechnen. Mit „Mengen von Material“ wird man dagegen eher dauerhaftere Objekte assoziieren. Interaktion bzw. Interpretation spielt dagegen bei der zweiten Definition offenbar keine entscheidende Rolle, da nur die Möglichkeit gegeben sein soll, dass das Material als Zeichen fungiert. Hierher gehören also zweifellos Bilder, aber auch mathematische Formeln, Partituren, nicht (mehr) entzifferbare Schriftstücke usw.

Zu den engeren Definitionen ist Hartmanns frühe Bestimmung zu rechnen, denn er setzt als Oberkategorie Sprachlichkeit, bleibt also bei einem genuinen Phänomen der Linguistik. Dies kombiniert er allerdings mit Kommunikativität, und zwar gegen eine Position, die die Sprachverwendung nicht für linguistisch relevant hält. Er nimmt jedoch keine Einschränkung vor, sei es entsprechend der Medialität (Schrift), sei es entsprechend der Komplexität. Zu Texten gehören also auch *Hallo* oder *WC* auf einer Tür:

Mit Text kann man alles bezeichnen, was an Sprache so vorkommt, daß es Sprache in kommunikativer oder wie immer sozialer, d.h. partnerbezogener Form ist. (Hartmann 1972, 5; zuerst 1964)

Sucht man nach einer extrem engen Auffassung, so stellt sich meist als erstes Harwegs Formel vom „durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituierten Nacheinander sprachlicher Einheiten“ (Harweg 1979, 148; zuerst 1968; im Original gesperrt) ein. Hier handelt es sich um eine festsetzende Definition, die einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck verfolgt. In einer normativ geprägten Variante ist sie allerdings sehr geläufig und wird sogar häufig als die alltags-sprachlich übliche vorgestellt. Neben dem Kriterium, dass es sich um Folgen von Sätzen handelt, gelten Monologizität und Schriftlichkeit als wesentliche Merkmale für solche Texte i.e.S. Diese Position sei hier durch Nussbaumer's Definition repräsentiert, die in einen sprachdidaktischen Kontext gehört und daher normative Vorstellungen nicht ausblenden kann:

Ich verstehe im folgenden unter Text immer eine monologische geschriebene sprachliche Äußerung von mehreren Sätzen Länge, wobei die Sätze untereinander einen – noch zu spezifizierenden – Zusammenhang haben. (Nussbaumer 1991, 33)

Mit einer solchen Vielfalt von Definitionen eines Begriffs – die auch für andere sprachwissenschaftliche Grundbegriffe charakteristisch ist – kann man recht gut leben, so lange kontextuell klar ist, wovon jeweils die Rede ist. Und gerade darauf kommt es an, wenn man den eigenen Untersuchungsgegenstand präzisiert.

Gegenwärtig schränken die meisten einführenden oder Überblicksarbeiten zur Textlinguistik den ihren auf Geschriebenes bzw. visuell Wahrnehmbares ein (vgl. Sandig 2006, Hausendorf/Kesselheim 2008, Habscheid 2009, Gansel/Jürgens 2009, Fandrych/Thurmair 2011, Averintseva-Klisch 2013). Dies gilt selbst dann, wenn man explizit zugesteht, dass „schriftlich und mündlich Verfasstes nicht scharf zu trennen sind“ (Sandig 2006, V) bzw. „eine klare und an allen Stellen eindeutige Trennung in Diskurse bzw. Gespräche einerseits, Texte andererseits nicht“ möglich ist (Fandrych/Thurmair 2011, 17).

Die unterschiedlichen Interessenfoki seien vorläufig durch die Abbildung 1 verdeutlicht.

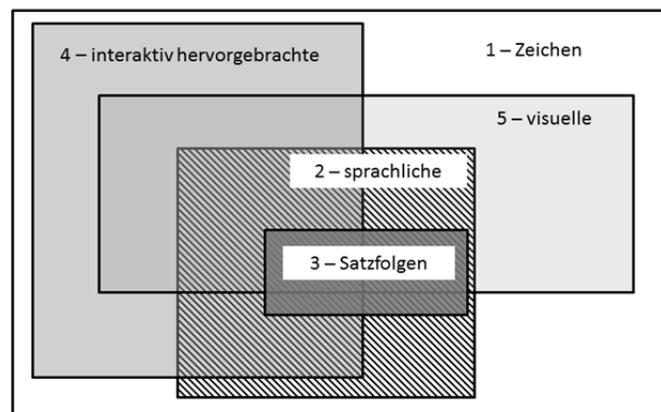


Abb. 1: (Potenzielle) Eigenschaften von Texten und Arbeitsfelder

Den weitesten Phänomenbereich erfasst der Kasten 1, in dem Zeichen jedweder Art (also z.B. auch Gerüche) unter *Text* subsumiert werden (können); den engsten repräsentiert die Schnittmenge von Kasten 3, nämlich Satzfolgen (eine Teilmenge von 2 ‚sprachlich‘) und 5 ‚visuell‘, die der Normalerwartung an einen Text aus dem Gutenberg-Zeitalter entsprechen dürfte. Der Gesprächslinguistik ordne ich den Kasten 4 zu: Ihren Gegenstand bilden Interaktionen, womit der Prozesscharakter in den Vordergrund rückt. Dass in Gesprächen (bei raum-zeitlicher Kopräsenz) auch Nichtsprachliches bedeutsam ist und auf multimodale Ressourcen (Körpersprache usw.) zurückgegriffen wird, stand wohl nie außer Frage (was nicht bedeutet, dass es auch immer in die Analyse einbezogen wurde). Die Bildlinguistik (Kasten 5) tritt gewissermaßen gegen die Annahme an, dass, wie es etwa bei Fiehler u.a. (2004, 109) heißt, „bei Schriftlichkeit nur die Verbalsprache für die Verständigung eine Rolle spielt“, und unterstreicht, dass Schriftsprache ebenso fundamental multimodal sei wie Gesprochenes. Neben eigentlichen Abbildungen als Bestandteilen etwa von gedruckten Dokumenten (die wohl kaum

als erst neuerdings berücksichtigte Komponenten gelten können) wendet sich die Bildlinguistik nämlich auch den materiellen Eigenschaften visuell wahrnehmbarer Zeichenkomplexe zu. Dabei geht es insbesondere um typografische Dispositive (Layout), Schriftfarbe, -typ, -größe usw. Sie bezieht damit auch parasprachliche Phänomene ein, die in der Gesprochene-Sprache-Forschung (darunter sei der Kasten 2 abzüglich der Überschneidung mit 5 verstanden) seit langem berücksichtigt werden (Pausen, Lautstärke, Geschwindigkeit usw.).

Insgesamt zeigt die Abbildung, dass höchst heterogene Phänomene als potenzielle Referenten von *Text* infrage kommen, und verdeutlicht die allenthalben zugestandene Unmöglichkeit anzugeben, „was immer und überall als Text zu gelten hat“ (Brinker 1973, s.o.). Dies ruft unweigerlich Wittgensteins Überlegungen zu den (Sprach-)Spielen ins Gedächtnis:

65. [...] Statt etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache [Text] nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen verwandt. [...]

66. Betrachte z.B. einmal die Vorgänge, die wir ‚Spiele‘ nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. [...] wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was allen gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. [...]

67. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‚Familienähnlichkeiten‘. (Wittgenstein 1971, I)

Die Vorstellung, dass verschiedene Phänomene nicht unbedingt Eigenschaften gemeinsam haben müssen, um in dieselbe Kategorie zu fallen, hat in die Textlinguistik insofern Eingang gefunden, als man hier seit geraumer Zeit mit dem Prototypenkonzept arbeitet (vgl. Adamzik 2016, Abb. 2.1); dieses präsentieren auch Heinemann/Heinemann (2002, 102ff.) als Lösung des Definitionsproblems. Es wirkte sich geradezu befreiend aus gegenüber der Annahme, Phänomene müssten bestimmte Kriterien erfüllen, um als Texte gelten zu können.

2 Von Dichotomien zu Skalen (und zurück?)

2.1 Textualitätskriterien: Texte vs. Nichttexte

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass sich die relativierende Auffassung bzw. ein prototypischer Textbegriff gerade in der Auseinandersetzung mit einem Konzept durchgesetzt hat, das – zumindest auf den ersten Blick – einen besonders engen Textbegriff zugrunde legt. Dabei handelt es sich um die Definition von Beaugrande/Dressler:

Wir definieren einen *Text* als eine *kommunikative Okkurrenz* (engl. ‚occurrence‘), die sieben Kriterien der *Textualität* erfüllt. Wenn irgendeines dieser Kriterien als nicht erfüllt betrachtet wird, so gilt der Text nicht als kommunikativ. Daher werden nicht-kommunikative Texte als Nicht-Texte behandelt. (Beaugrande/Dressler 1981, 3; Hervorhebungen im Original als Kapitälchen)

Diese Bestimmung ist (trotz ihrer inneren Inkohärenz, vgl. Adamzik 2004, 3.1) bis auf den heutigen Tag sehr prominent (vgl. für neuere Stellungnahmen in diesem Sinne z.B. Habscheid 2009, 29ff.; Gansel/Jürgens 2009, 23ff.; Rothkegel 2010, 4.1.3.; Schubert 2012, 20ff.; Averintseva-Klisch 2013, 4ff.). Zugleich wird sie jedoch einhellig verworfen. Es habe sich nämlich erwiesen, dass die Kriterien keineswegs alle gegeben sein müssten und außerdem als relative Größen zu verstehen seien. Damit ist die Verbindung zum Prototypenkonzept hergestellt: Ein Text kann mehr oder weniger kohäsiv, kohärent usw. sein (vgl. für die anderen Kriterien die unten folgenden Zitate von Beaugrande) – kurz gesagt: Er könne ein mehr oder weniger guter Vertreter der Kategorie ‚Text‘ sein.

Diese Redeweise ist geläufiger und klingt auch weniger befremdlich als die Dichotomie Text vs. Nichttext, in der die Suche nach einer theoretisch fundierten, expliziten und eindeutigen Definition fortlebt, wie sie für die frühen textgrammatischen Ansätze der 1960er- und 1970er-Jahre charakteristisch ist. Wenig geeignet ist eine solche theoriegebundene Definition, wenn man von empirisch vorfindlichen Phänomenen ausgeht, etwa um Arbeitsgebiete von (Sub-)Disziplinen abzustecken. Das Buch von Beaugrande/Dressler steht nun gerade auf der Grenze zwischen diesen beiden Herangehensweisen und verortet sich mit dem Oberbegriff *kommunikative Okkurrenz* eigentlich eindeutig im zweiten Lager. Beaugrande hat denn auch die Bezüge zu einem theoriegebundenen, restriktiven Textbegriff rückblickend zu einem Missverständnis erklärt:

These seven principles of textuality – cohesion, coherence, intentionality, acceptability, informativity, situationality, and intertextuality – demonstrate how richly every text is connected to your knowledge of world and society, even a telephone directory. Since the appearance of the *Introduction to Text Linguistics* in 1981, which used these principles as its framework, we need to emphasize that they designate the *major modes of connectedness* and not (as some studies assumed) the linguistic features of text-artifacts nor the *borderline between ‚texts‘ versus ‚non-texts‘* (cf. II. 106ff, 110). The principles apply wherever an artifact is textualized, even if someone judges the results ‚incoherent‘, ‚unintentional‘, ‚unacceptable‘, and so on. Such judgements indicate that the text is not appropriate (suitable to the occasion), or efficient (easy to handle), or effective (helpful for the goal) (I. 21); but it is still a text. Usually, disturbances or irregularities are discounted or at worst construed as signals of spontaneity, stress, overload, ignorance, and so on, and not as a loss or a denial of textuality. (Beaugrande 1997, I. 52; Hervorhebungen im Original)

Today, our conception of the co-text as a concrete empirical entity is being sharpened and deepened by large corpuses of real texts (cf. II. 64–79). And since these real texts are empirically given in vast quantities, we can dispense with the intractable requirement for a

stringent formal definition to identify them all and to separate them from an imaginary set of ‚non-texts‘. (Beaugrande 1997, II. 108)

Was dem Beitrag von Beaugrande/Dressler die anhaltende Prominenz sichert, sind somit die sieben – jetzt als *Prinzipien* bezeichneten – Kategorien, die beim Umgang mit empirisch vorfindlichem Material wichtig sind: „[They] apply wherever an artifact is textualized“, d.h. sie werden wirksam, sobald man ein Phänomen als Text behandelt. Es geht also nicht mehr um die Frage, ob ein Etwas (‚objektiv‘ gesehen) bestimmte Eigenschaften aufweist und welche von diesen Eigenschaften dann Wissenschaftler als konstitutiv für ein theoretisch motiviertes Konzept betrachten. Vielmehr geht es um Fragestellungen, die man an ein Phänomen heranträgt. Dies entspricht dem Wandel von einer produktorientierten zu einer verwen­derbezogenen Sicht. Das macht es natürlich notwendig zu akzeptieren, dass verschiedene Sprachteilhaber ein und demselben Artefakt unterschiedlich begegnen (können). Auf diese Weise lässt sich vielleicht sogar die Eingangsdefinition von Beaugrande/Dressler (1981, 3; s.o.) retten, sofern man die passivischen Formulierungen entsprechend auflöst:

Ein *Text* ist eine *kommunikative Okkurrenz*, die Sprachteilhaber unter sieben Kriterien der *Textualität* beurteilen. Wenn sie diese Kriterien als nicht hinreichend erfüllt betrachten, so ist der Text für sie kommunikativ nicht relevant. Daher behandeln sie ihn nicht als Text.

Etwas nicht als Text zu behandeln, bedeutet normalerweise, dass man es nicht liest, die Lektüre abbricht, sich nicht an einer Konversation beteiligt o.Ä. Dass man ihm die Textualität abspricht und es als Nichttext qualifiziert, dürfte in der Alltagspraxis eher selten vorkommen und vor allem für Sprachspiele der Textbewertung, also metakommunikative Zusammenhänge, charakteristisch sein.

2.2 Skalen

Der Erfolg der Textualitätskriterien von Beaugrande/Dressler geht, so lässt sich bisher festhalten, darauf zurück, dass sie ein Set von Dimensionen anbieten, unter denen sich Texte beurteilen lassen, und zwar graduell. Dies gilt für jedes einzelne Kriterium, wenngleich diese natürlich auch untereinander verbunden und voneinander abhängig sind. Kaum denkbar ist allerdings eine Art allgemeines Verrechnungsschema, das es erlaubte, ein Textualitätsausmaß zu bestimmen. So bleibt die Verortung in einem Prototypenmodell in der Regel eine Angelegenheit der intuitiven Einschätzung – und natürlich der Frage, wer eine solche Bewertung zu welchem Zweck vornimmt.

Dies lässt sich am besten am Kriterium der Akzeptabilität verdeutlichen, das ja direkt die Rezipientenperspektive betrifft. Zu Texten, die ein sehr hohes Maß von Intertextualität, Informativität und Kohäsion aufweisen, gehören Fachtexte,

die sich von vornherein nur an einen bestimmten Adressatenkreis richten. Für Laien sind sie kommunikativ nicht relevant und insofern nicht akzeptabel, als sie sie gar nicht entschlüsseln können. Denn sie setzen sowohl Sach- als auch Textsortenwissen voraus, über das nur ein kleiner Teil der Sprachgemeinschaft verfügt. Zusätzlich setzen sie aber auch die Kenntnis konkreter Texte voraus, nämlich mindestens eines Teils derer, auf die intertextuell verwiesen wird. Ohne solches Vorwissen ist die Kohärenz des Textes nicht erschließbar.

Der Adressatenkreis stellt zweifellos einen Faktor dar, der in die Dimension der Situationalität gehört: Wer wendet sich an wen, wo und wann geschieht dies? Situationalität ist also – ebenso wie die anderen Kriterien, Prinzipien oder eben Dimensionen – eine höchst abstrakte Größe bzw. eine Oberkategorie. Sie muss noch in weitere Kriterien ausbuchstabiert werden. Das Ausmaß der Situationsverschränktheit ist ein solches Kriterium, das wahrscheinlich in irgendeiner Weise mit der Größe des Adressatenkreises korreliert, aber davon doch grundsätzlich verschieden ist. Auch über das Ausmaß von Kohäsion lässt sich kaum global entscheiden; vielmehr ist zunächst relevant, welche Zeichen überhaupt eingesetzt werden und welche Kohäsionsmittel damit möglich bzw. notwendig sind. Für rein linear präsentierte Satzfolgen sind das andere als für hypertextuell organisierte oder solche, die mit Bildern oder tabellarischen Darstellungen kombiniert sind.

Über den Grad, in dem Kriterien solch niederer Abstraktionsstufen gegeben sind, bzw. über dabei relevante Ausprägungen dürfte sich viel eher intersubjektives Einverständnis herstellen lassen als über globale Bewertungen der Typikalität. Im besten Fall lassen sich Operationalisierungen vornehmen: Welchen Anteil machen linear präsentierte Satzfolgen aus – gegenüber nichtlinear dargebotenem sprachlichen Material, verschiedenen Arten von Abbildungen usw.? So ist es auch in der Gesprächsanalyse üblich, den Grad der Interaktivität zu bestimmen unter Rückgriff auf die Zahl der aktiven Akteure, die Länge ihrer Beiträge, die Häufigkeit der Sprecherwechsel usw.

2.3 Neue Dichotomien: Text vs. Gespräch, Produkt vs. Prozess

Es ist bemerkenswert, dass es zwischen den Textualitätskriterien von Beaugrande/Dressler und denen, die in die Abbildung 1 eingegangen sind, keinen Überschneidungsbereich gibt. Während es in der Abbildung um die Abgrenzung von Phänomenen (und zugehörigen Arbeitsfeldern) geht, nehmen Beaugrande/ Dressler das Gesamtfeld in den Blick und schlagen vor, alle Okkurrenzen denselben Untersuchungsaspekten zu unterwerfen. Insbesondere spielt die mediale Verfasstheit für sie im Prinzip keine Rolle – weder im Sinne eines Zeichensystems (sprachlich vs. nichtsprachlich) noch im Sinne von Wahrnehmungskanälen (visuell vs. auditiv). Im Vordergrund steht die Prozessorientierung:

Die Einheit der Zeichen (und der Semiotik) liegt in der systematischen Natur ihres Auftretens im Kontext menschlicher Tätigkeiten [...]. Im weitesten Sinn könnte jede bedeutungshafte Zeichenkonfiguration ein Text genannt werden, der sich dann notwendigerweise durch Textualität auszeichnet. (Beaugrande/Dressler 1981, 229)

Das Gesamtfeld ist extrem breit, sodass sich eine Arbeitsteilung tatsächlich aufdrängt. Bei einer genaueren Ausdifferenzierung der Beschreibungsdimensionen und einer Operationalisierung einzelner Parameter sollte es auch gut möglich sein, die verschiedensten Konstellationen gegeneinander abzuheben und einzelnen Kommunikaten oder auch Kommunikationsformen Werte auf den verschiedenen Skalen zuzuweisen (mehr oder weniger kohäsiv, kohärent, situationsverschränkt usw.). Da es Kommunikationsformen gibt, die sehr verschiedene Medien miteinander kombinieren, lassen sich Art und Anteil verschiedener Komponenten auch zur Differenzierung heranziehen. Den i.e.S. multimedialen Kommunikaten widmet sich insbesondere die sog. Medienlinguistik mit Untergebieten, die etwa speziell Fernsehrichten, Talkshows, Dokusoaps usw. untersuchen, also technisch vermittelte massenmediale Kommunikation mit eingelagerten (inszenierten) Anteilen von Face-to-Face-Kommunikation, eingeblendeten und/oder abgelesenen Schriftstücken usw.

Das Denken in Dichotomien hat allerdings offenbar eine ungebrochene Anziehungskraft und das Prototypenkonzept, das daraus eigentlich herausführen sollte, scheint diesem sogar neue Attraktivität zu verleihen. Es geht dabei nicht mehr darum zu beurteilen, wo sich ein Etwas auf einer Skala zwischen prototypischem ‚Text‘ und der Kunstkatgorie ‚Nichttext‘ befindet, sondern darum, prototypisch Schriftliches (Druckwerk) von prototypisch Mündlichem (spontanes Alltagsgespräch) zu unterscheiden. Dass die Dichotomie ‚geschrieben‘ vs. ‚gesprochen‘ prägend bleibt, ergibt sich aus der ‚medialen Lesart‘, denn es gibt keinen fließenden Übergang zwischen auditiv und visuell Wahrnehmbarem.

Fließende Übergänge gibt es dagegen sowohl in Bezug auf die einzelnen Situationsparameter als auch in Bezug auf die sprachstilistische Prägung, die mehr oder weniger normorientiert und elaboriert sein kann. Dieses Kontinuum haben Koch/Oesterreicher (z.B. 2008) bekanntlich als konzeptionelle Lesart von Schriftlichkeit/Mündlichkeit zu erfassen versucht, die sich in Gestalt der Gegenstellung von ‚Sprache der Nähe‘ gegenüber ‚Sprache der Distanz‘ „zu einer Art Common Sense für die sprachtheoretische Modellierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit entwickelt“ (Stein, i.d.B., 3.1) hat. Trotz der ausdrücklichen Betonung der skalaren Natur dieses Parameters leistet das Modell aber anscheinend der Vorstellung Vorschub, „man habe es mit zwei homogenen Untersuchungsbe-reichen zu tun“ (Stein, i.d.B., 1.3). Jedenfalls konstatiert Stein (im Anschluss insbesondere an Fiehler) eine Tendenz zur Homogenisierung von Schriftlichkeit auf der einen und Mündlichkeit auf der anderen Seite, die Rückkehr zur Dichotomie also. Zu diesem Befund gelangt auch Albert (2013, 60) in seiner Kritik am

Modell von Koch/Oesterreicher: Es bleibe bezogen „auf Idealtypen dialogischer mündlicher Rede einerseits und standardsprachlicher Druckerzeugnisse andererseits“.

Für eine genauere Erläuterung dieser Kontroverse sei auf Steins Beitrag verwiesen. Er schließt sich der Auffassung Fiehlers an, dass die Homogenisierungstendenz wesentlich auf die Abstraktion von kommunikativen Praktiken zurückgehe. Mache man solche dagegen zum Ausgangspunkt, so erschließe sich unmittelbar die große Varianz innerhalb des gesprochenen wie auch innerhalb des geschriebenen Bereichs. Kommunikative Praktiken bildeten Anknüpfungspunkte sowohl für Textsorten als auch für kommunikative Gattungen, seien nämlich grundsätzlich unabhängig vom Medialen zu konzipieren. Trotzdem wird an der Annahme festgehalten, dass „kommunikative Praktiken in der Regel mit einer bestimmten medialen Realisierung verbunden sind“ (Stein i.d.B., 4.2), dass es deutlich unterschiedliche Domänen und Funktionen für Mündlichkeit und Schriftlichkeit gebe. Diese sieht Fiehler (2009, 1173) in der interaktiven Bewältigung aktueller Situationen auf der einen Seite und der raum-zeitlichen Distribution und Tradierung von Texten auf der anderen Seite.

Es stellt sich die Frage, inwieweit die homogenisierende These von Koch/Oesterreicher damit überwunden und nicht eher perpetuiert oder sogar verschärft wird. Fiehler u.a. (2004) sprechen tatsächlich alle möglichen Konstellationen an – Notizzettel, Selbstgespräch, Reproduktion von Auswendiggeletem, technische Speicherung von Gesprächen, technisch vermittelte Interaktion, Kombination von Gesprochenem und Geschriebenem usw. Dennoch bleiben sie bei einer scharfen Entgegensetzung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit und nehmen für Letztere Kurzlebigkeit/Flüchtigkeit und Zeitlichkeit als Grundbedingungen an, die „für alle [!] mündlichen kommunikativen Praktiken“ (Fiehler u.a. 2004, 57) gelten. Während Koch/Oesterreicher tatsächlich nur den Wahrnehmungskanal (auditiv vs. visuell) zur Grundlage einer Dichotomie machen und die Situationsfaktoren gerade skalar fassen, erscheinen Letztere nun also (auch) als Abgrenzungsparameter. Die Argumentation mündet in die These, gesprochene Sprache müsse als Prozess begriffen werden, während das für Texte Spezifische sei, dass sie sich als Produkte materialisieren.

3 Produkte, Prozesse, Praktiken

Nun ist es offenkundig, dass auch gesprochene Sprache als Produkt betrachtet werden kann. Dies ist sogar charakteristisch für die ältere Forschung zur gesprochenen Sprache, die an den sprachlichen Merkmalen von mündlichen gegenüber schriftlichen Produkten interessiert war und von der sich Fiehler u.a. abheben wollen. Damit situieren Letztere ihren Schwerpunkt im Forschungsbereich der

Gesprächsanalyse, also im Kasten 4 aus Abbildung 1, blenden dabei allerdings zwar nicht alles Visuelle, wohl aber Schriftsprache aus:

Für eine angemessene Analyse gesprochener Sprache bedarf es anstelle einer Produktorientierung einer Prozessorientierung. (Fiehler u.a. 2004, 27 [These (10)], im Original fett)

Offenkundig ist allerdings ebenso, dass auch Schriftliches unter prozessualem Gesichtspunkt analysiert werden kann und nur mehr oder weniger dauerhaft ist, ja sogar extrem flüchtig sein kann (elektronische Statusanzeigen, Himmelsschrift, in den Schnee geschriebene Worte, Tafelanschriften usw.). Bei Prozessen im Zusammenhang mit Schrift denkt man zunächst meist an die individuellen Akte von Herstellung und Rezeption. Diese sind inzwischen der Analyse auch viel besser zugänglich geworden. Die neuen technischen Möglichkeiten – Aufzeichnung von Aktivitäten bei der Herstellung eines Textes am Computer, Aufzeichnung von Blickbewegungen usw. – sind für entsprechende Forschungsfelder ebenso konstitutiv, wie es die ausgereifteren Tonträger für die Gesprochene-Sprache-Forschung und die Videogeräte für die Gesprächsanalyse waren.

Dass Gespräche eher das Interesse an Prozessualität auf sich ziehen, während Texte in erster Linie als Produkte genommen werden (sollen), erklärt sich zwar relativ leicht daraus, dass Gesprochenes erst (technisch) konserviert werden muss, um als Produkt verfügbar zu sein. Geschriebenes liegt demgegenüber als Produkt vor und hier sind ganz besonders aufwendige technische Prozeduren erforderlich, um die Prozesse von Herstellung und Rezeption der Beobachtung zugänglich zu machen. Dennoch ist es unangemessen, Produkt und Prozess in irgendeiner Weise mit unterschiedlichen Arten des Sprachgebrauchs zu korrelieren.

Einer solchen Sichtweise widersetzen sich nicht zuletzt neue Kommunikationsformen. Auch solche sind an technische Voraussetzungen und Kompetenzen gebunden. Die interaktive Bewältigung aktueller Situationen geschieht bekanntlich heute in ganz erheblichem Ausmaß im Schriftmedium und schlägt sich in Produkten wie SMS, E-Mails, Chats usw. nieder, aber natürlich auch in der Erledigung von Alltagsgeschäften mithilfe von Online-Diensten. Die technisch vermittelten Formen haben für viele Sprachteilhaber gegenüber der Face-to-Face-Kommunikation derartig an Bedeutung gewonnen, dass man sie mindestens als eigenständigen Prototyp ansetzen müsste. Tatsächlich hat sich ja auch ein eigenes Forschungsfeld konstituiert, das genau diese Formen fokussiert, sich also speziell dem Überschneidungsbereich der Kästen 4 und 5 widmet. Spuren der bei interaktiver Schriftlichkeit ablaufenden Prozesse werden automatisch generiert, das Produkt wird mehr oder weniger langfristig gespeichert (oder lässt sich zu wissenschaftlichen Zwecken speichern) – hier liegen also produkt- und prozessorientierte Fragestellungen gleichermaßen nahe.

Prozesse unterliegen grundsätzlich der Bedingung der Zeitlichkeit, gleichgültig, ob es sich um interaktive Prozesse, um solche der Wahrnehmung, Kognition

oder anderes handelt. Produkte dagegen sind statisch. Einen ganz anderen ontologischen Status haben gegenüber beidem kommunikative Praktiken. Es handelt sich hier um virtuelle Einheiten, um „präformierte Verfahrensweisen, die gesellschaftlich zur Verfügung stehen“ (Fiehler u.a. 2004, 99). Sie liegen auf der Ebene von Mustern oder Schemata. Es sind also kognitive Einheiten, die sich nicht direkt beobachten lassen, sondern aus Prozessen als Ausführungen bzw. Instantiierungen der Muster zu rekonstruieren sind. Kognitive Schemata gibt es natürlich auch auf anderen Ebenen, von den typografischen Dispositiven war schon eingangs die Rede. Als allgemeiner Ausdruck, der die verschiedenen Ebenen integrieren kann, wird der Ausdruck *Frame* propagiert (vgl. bes. Busse 2012). So kann man etwa mit einem Lotto-Frame rechnen, der sowohl die Vorstellung eines Lottoscheins umfasst wie Wissen darüber, wie man ihn ausfüllt, sich einen eventuellen Gewinn auszahlen lässt, wie die Ziehung der Lottozahlen abläuft usw.

Der Ausdruck *Verfahrensweise* unterstreicht die auch mit *Praktik* verbundene dynamische Seite und rückt den statischen Aspekt in den Hintergrund. Da für Texte gegenüber Gesprächen (bzw. Gesprochenem) allerdings gerade der Produktcharakter relevant sein soll, versteht es sich nicht von selbst, beide unter das gemeinsame Dach der kommunikativen Praktik zu bringen oder auch zu unterstellen: „An der Ausführung einer Praktik sind immer mindestens zwei Parteien beteiligt“ (Fiehler u.a. 2004, 100). Die Differenz zwischen dem Produkt und seiner (rezeptiven) Prozessierung wird hier ja gerade übergangen. Dies lässt sich als ein Erbe aus der sog. kommunikativen Wende verstehen, die jedweden Sprachgebrauch mit Kommunikation gleichsetzt, so als ließe sich nichtkommunikativer Sprachgebrauch oder kommunikativ nicht erfolgreiches Reden und Schreiben nicht einmal denken. Zwar müssen Sprachprodukte in einem Prozess hervorgebracht worden sein. Wenn sie einmal als solche existieren, so ist dies allerdings unabhängig davon, ob auch (weitere) Verarbeitungsprozesse stattfinden. Wenn man Gespräche und Texte auch voneinander unterscheiden (und Letzteren eine stärkere Produktaffinität zuerkennen) will, dann ist es ratsam, diese nicht einfach mit Kommunikation – einer essenziell prozesshaften Einheit – gleichzusetzen. Einen solchen produktorientierten Textbegriff legt Sigurd Wichter zugrunde, der in Texten nur potenzielle Kommunikate sieht:

Da [...] ein Text nicht notwendig in die Kommunikation eingehen und mithin nicht die diesbezügliche Eigenschaft einer Kommunikationseinheit haben muss, oder anders gesagt: da eine Textproduktion ohne Rezeption bleiben kann, reicht die Formulierung ‚Text‘ nicht hin, wenn von einer *Kommunikationseinheit* die Rede ist. Der Text als solcher ist noch keine Kommunikation. Erst der produzierte *und rezipierte* Text, kurz: erst das Textkommunikat ist ein Teil dieser. (Wichter 2011, 100, Anm. 26; Hervorhebungen im Original unterstrichen)

Jede einzelne Textrezeption stellt in Wichters Sicht ein gesondertes Textkommunikat dar, während (nicht aufgezeichnete) Gespräche per se genau einer Kommu-

nikationseinheit entsprechen. Nun sind allerdings die meisten Rezeptionsprozesse nur den jeweiligen Individuen zugänglich. Gesellschaftlich (und wissenschaftlich) relevant sind sie nur, insofern sie auch Spuren hinterlassen. Wichter konzentriert sich denn auch auf intertextuell miteinander verbundene Kommunikate, wie sie auch die Diskursanalyse in den Blick nimmt. Es geht ihm also um längerfristige Prozesse, die mehrere Texte und/oder Gespräche umfassen. Er spricht hier von *Kommunikationsreihen*. Aber auch die Interaktion von Paaren oder Kleingruppen betrachtet er als durch solche Kommunikationsreihen geprägt, auch hier können sich Muster ausbilden, die nur den Beteiligten bekannt sind. Kommunikative Praktiken stehen also nicht generell gesellschaftlich zur Verfügung, sondern das Wissen darüber ist unterschiedlich verteilt.

Während Wichter den Gegensatz von Texten und Gesprächen dadurch überbrückt, dass er sie gleichermaßen als Bestandteile übergreifender kommunikativer Ziele und Prozesse präsentiert, hat die Prozessorientierung auch auf anderem Wege Eingang in die Textlinguistik gefunden. Ein gewisses Prestige hat sie sicher auch aus wissenschaftstheoretischen Gründen (Konstruktivismus) erlangt, die Gesprächsanalyse fungiert aber zweifellos als spezielles Vorbild. Die beiden Disziplinen stehen sich also nicht so fremd gegenüber, wie dies oft unterstellt wird. Der Einfluss der Konversationsanalyse zeigt sich besonders ausgeprägt bei Hausendorf/Kesselheim: Für sie sind auch

Texte grundsätzlich das Dokument einer Kommunikation zwischen Autor und Leser, das im Moment der Lektüre entsteht. Einen Text als ein lesbares Etwas zu verstehen, heißt also auch, ihn in seiner Eigenschaft als kommunikative Erscheinungsform zur Geltung zu bringen. (Hausendorf/Kesselheim 2008, 17)

Hausendorf/Kesselheim marginalisieren also den Produktcharakter von Texten und betrachten auch diese als etwas gemeinsam Hervorgebrachtes. Damit wird die sonst oft schlicht unterstellte Identität von Text und Kommunikation überwunden, der Text nicht global als kommunikativer Akt behandelt, sondern auf Prozessindikatoren abgesehen. An die Stelle der *Textualitätskriterien* von Beaugrande/Dressler treten dabei *Textualitätshinweise*. Diese sind zu verstehen als eine Analogie zu den Kontextualisierungshinweisen aus der Konversationsanalyse, mit denen die Interaktanten in einem Gespräch einander signalisieren, wie ihre Äußerungen zu verstehen sind, sodass sie sich ständig aufeinander abstimmen können. Das gilt zwar für monologische Schrifttexte gerade nicht, lässt sich aber in gewissem Ausmaß adaptieren:

Kommunikativ Handelnde müssen zugleich Inszenierende ihrer Handlungen sein und in ihren Texten systematisch anzeigen, wie die Kommunikationspartner die Handlungen verstehen sollen. (Habscheid 2009, 8)

Untersucht werden sollen nun in diesem Zusammenhang nicht die konkreten Prozesse von Herstellung und/oder Rezeption, sondern sehr wohl das Produkt,

dies allerdings vor allem insofern, als es Hinweise auf Muster und Praktiken enthält, die es dem Leser ermöglichen, seinen Part im kommunikativen Handlungsspiel zu realisieren. Der Rezipient wird also als eine Art impliziter oder idealer Leser konzeptualisiert, die Verarbeitungsprozesse als konventionalisierte Schemata. Im Zusammenhang mit den Intertextualitätshinweisen heißt es etwa ausdrücklich, Textualität erweise sich in schwierigen Fällen

als ein *Potenzial* – ob und in welcher Weise dieses Potenzial bei der Textproduktion und -rezeption empirisch ausgeschöpft wird, hängt von vielen Umständen ab, braucht uns aber in der Textlinguistik nicht weiter zu interessieren (Hausendorf/Kesselheim 2008, 188; Hervorhebung im Original).

Mit dieser geradezu prononciert anti-empiristischen Haltung positionieren die Autoren die Textlinguistik methodisch dann doch wieder in einem der Gesprächsanalyse entgegengesetzten Feld. Gemeinsam ist beiden Ansätzen jedoch das Interesse an kommunikativen Praktiken und Prozessen – die sich in Produkten niederschlagen und durch solche auch immer wieder neu ausgelöst werden.

4 Textwissen

Die bisherigen Ausführungen seien als Grundlage für das Folgende zunächst noch einmal zusammengefasst: Produkte, Prozesse und Praktiken stellen unterschiedliche Facetten derselben Phänomene dar. Der fragliche Phänomenbereich ist extrem groß und in sich heterogen, sodass Differenzierungen notwendig sind. Dabei hat das Modell von Koch/Oesterreicher den bislang größten Erfolg gehabt, wird aber zunehmend als unzureichend kritisiert (vgl. als Zusammenfassung der Kritik Albert 2013, Kap. 3). Der Erfolg des Modells erklärt sich daraus, dass die Autoren mit der Komponente *Konzeption* ein Kontinuum präsentieren, das es erlaubt, in Skalen statt in Dichotomien zu denken. Die Kritik betrifft u.a. den Tatbestand, dass sie für die Pole dieses Kontinuums dieselben Begriffe wie für die mediale Dichotomie wählen (konzeptionelle *Mündlichkeit* vs. *Schriftlichkeit*). Dies ist insbesondere in Bezug auf die neuen Medien problematisch, die Vermischung der verschiedenen Aspekte erscheint aber auch grundsätzlich als unangemessen.

Gefragt ist also ein Vorgehen, das an der Arbeit mit graduellen Differenzen festhält und dies auch für verschiedene Kriterien konkretisiert, um der Tendenz zu vereinfachenden Gegenüberstellungen zu entgehen. Als graduell ist auch Textwissen zu betrachten, und zwar in mindestens folgenden Hinsichten: Erstens sind Texte mehr oder weniger vielen Personen bzw. größeren oder kleineren Kollektiven zugänglich, zweitens bleiben sie mehr oder weniger lange im Gedächtnis, und drittens kann man mehr oder weniger viel über sie wissen bzw. sie mehr oder weniger gut kennen.

In der Text- und Gesprächslinguistik stehen an Wissens-elementen bislang die kommunikativen Praktiken, Gattungen, Textsorten usw. im Vordergrund, also virtuelle Einheiten bzw. Muster oder Schemata auf relativ komplexem Niveau. Zum geteilten Wissen gehören aber selbstverständlich auch elementarere Einheiten – grammatische Konstruktionen und lexikalische Einheiten – sowie komplexere Einheiten, also bestimmte Produkte des Sprachgebrauchs. Denn die Grenze zwischen lexikalischem Material, Kurztexten und Textfragmenten ist keineswegs scharf.

Das Wissen über diverse Muster, sprachliche Einheiten und auch Produkte ist gesellschaftlich sehr ungleich verteilt: Jeder beherrscht nur einen Teil seiner Sprache, kennt viele Elemente nur passiv oder überhaupt nicht, weiß von vielen kommunikativen Praktiken, ohne je aktiv an ihnen teilzunehmen usw. Erst recht rezipieren nicht alle dieselben Produkte und dies nicht in derselben Weise. Vielmehr unterscheiden sich gesellschaftliche Subgruppen gerade darin, über welches Muster- und Textwissen sie gemeinsam verfügen und welche Praktiken und Produkte ihnen zugänglich sind.

Hier soll nun das Wissen über die Produkte fokussiert werden: Was kann man von Texten wissen und wie gelangt man zu diesem Wissen? Hierfür spielen gesellschaftliche Praktiken des Umgangs mit Texten eine besondere Rolle. Sie machen diese zugänglich (oder auch unzugänglich). Im Einzelnen geht es um Praktiken der Präsentation und Verbreitung, der Konservierung und Archivierung und schließlich um solche der Tradierung. Alle diese Praktiken hängen zwar zusammen, es dürfte aber offensichtlich sein, dass Konservierung und Archivierung eher die materielle Seite betreffen, während bei der Tradierung Texte als kulturelle Produkte behandelt bzw. zu solchen gemacht werden, die ins kollektive Gedächtnis eingehen (sollen).

Dass Texte auf Verdauerung angelegt sind, ist das Standardkriterium, das genannt wird, wenn man Textualität nicht an Schriftlichkeit bindet. Eine frühe Definition dieser Art stammt von Hans Glinz:

[U]nter *Text* verstehen wir ein von seinem Hersteller von vorneherein als mehr oder weniger dauerhaft intendiertes (oder, wenn es von einem anderen stammt, dauerhaft gemachtes) sprachliches Gebilde. Dieses Gebilde kann in Schrift aufbewahrt sein (wie heute die Regel), es kann als Tonkonserve aufbewahrt sein oder es kann auch nur im Gedächtnis von Menschen aufbewahrt sein (wie in schriftlosen Kulturen und den mündlich tradierten Literaturen). (Glinz 1974, 122; Hervorhebung im Original)

Besonders großen Einfluss hat Konrad Ehlichs Position ausgeübt, der den Zweck von Texten in der Überlieferung sieht. Beide, Glinz und Ehlich, führen also den Überlieferungswert als Kriterium ein und sprechen mit den mündlich tradierten Literaturen (und anderen kulturell bedeutsamen Texten) den einen Pol eines Kontinuums an. Der andere Pol lässt sich unter dem Aspekt der materiellen Haltbarkeit von Textträgern leicht benennen, er betrifft die nur flüchtigen Produkte. Das

sagt allerdings nichts darüber, inwieweit sie der Erinnerung wert sind. Bemerkenswerterweise sprechen Fiehler u.a., die Flüchtigkeit mit Mündlichkeit assoziieren, diesen Aspekt durchaus an:

Über die Dauer ihrer physikalischen [sic] Existenz hinaus haben die [mündlichen] Hervorbringungen lediglich als Repräsentationen im Gedächtnis bzw. in der Erinnerung derjenigen Personen Bestand, die sie produziert bzw. wahrgenommen haben. Kurz- und dann Langzeitgedächtnis sind so der Ort, wo die Hervorbringungen, die in der Zeit einander ablösen [...], kopräsent sind. (Fiehler u.a. 2004, 58)

Das Gedächtnis ist allerdings ein ganz besonderer Aufbewahrungsort, und er ist nicht etwa auf Mündliches spezialisiert. Auch von dem, was man im Prozess der Lektüre wahrnimmt, geht nur Weniges ins Langzeitgedächtnis ein. Nur wenn hinreichend viele Personen gleichermaßen Spuren eines Produkts in ihrem Langzeitgedächtnis aufweisen, kann man von kollektivem, gesellschaftlich verfügbarem Wissen sprechen.

4.1 Was man von einem Text wissen kann

Geht man auch diese Frage konsequent mit einem skalaren Denkmodell an, so lässt sich zumindest der eine Pol klar bestimmen: Im Extremfall weiß man nämlich von einem Produkt gar nichts, man hat es entweder gar nicht wahrgenommen oder nichts davon in seinem Langzeitgedächtnis bewahrt. Schwieriger ist es, den anderen Pol zu bestimmen. Auf den ersten Blick liegt es wohl nahe, von maximaler Kenntnis auszugehen, wenn jemand einen Text wortwörtlich aus dem Langzeitgedächtnis abrufen kann, ihn also auswendig kennt.

Dagegen sprechen allerdings mindestens die drei folgenden Überlegungen: Erstens garantiert das Auswendigkennnen bekanntlich nicht, dass man einen Text auch (gut) verstanden hat. Zum Verstehen im weiteren Sinne gehört, zweitens, etwas über den Stellenwert zu wissen, den das Produkt (gehabt) hat, über sein Zustandekommen und seine Folgen. Wer etwa den Wortlaut der Emser Depesche kennt oder zur Kenntnis nimmt, weiß noch nichts davon (und käme allein auf dieser Grundlage auch nicht auf die Idee), ihr eine Bedeutung für den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zuzuweisen. Drittens wird bei diesem Kriterium das Produkt auch insofern auf den Wortlaut reduziert, als man es ablöst von den konkreten Umständen und Qualitäten seiner Hervorbringung. Wer etwa einer Rede beigewohnt hat oder mindestens eine Konserve davon gesehen und gehört hat, erinnert sich an ganz anderes als an den genauen Redetext. So stellen sich z.B. für viele zu den Sätzen *I have a dream* (Martin Luther King) und *Ich bin ein Berliner* (John F. Kennedy) nicht nur Bilder ein, sondern sie verbinden damit auch Stimm- und Aussprachequalitäten, aber nicht unbedingt weitere Textfragmente. Entsprechendes gilt auch für Schriftstücke. Von einem Buch bleibt wört-

lich vielleicht gerade einmal der Titel im Langzeitgedächtnis, daneben aber möglicherweise sehr wohl das Format, das Gewicht oder die Farbe.

Nur relativ kurze Texte haben die Chance, wörtlich in das Langzeitgedächtnis einer relevanten Zahl von Personen einzugehen. Wenn man dennoch davon spricht, dass Texte zum kollektiven Gedächtnis gehören, so bezieht man sich dabei auf ein Wissen, das individuell höchst fragmentarisch sein kann. Hier könnte man einerseits als Minimalbedingung ansetzen, dass man von der Existenz eines Produkts und/oder Prozesses weiß (jemand hat eine Rede gehalten, es haben Waffenstillstandsverhandlungen stattgefunden usw.). Andererseits haben viele Menschen Textfragmente im Kopf, u.a. die sog. geflügelten Worte, ohne zu wissen, aus welchem Text sie stammen. Es scheint mir daher fraglich, ob sich eine klare Skala für mögliche Antworten auf die Frage konstruieren lässt, ob jemand einen Text kennt, ob also irgendwelche Wissensbestände dazu in seinem Langzeitgedächtnis verfügbar sind. Man muss wohl eher mit individuell recht unterschiedlichen Bündeln von Wissensbestandteilen rechnen. Zwischen dem Wissen um die Existenz eines Textes und (Fragmenten vom) Wortlaut liegt aber sicher die mehr oder weniger genaue Kenntnis des Inhalts.

Je eher man einen Text als zum kollektiven Gedächtnis gehörig rechnen kann, desto wichtiger wird die Kenntnis des Inhalts, während sowohl die materielle Realisierung als auch der Wortlaut an Bedeutung verlieren, und zwar u.a. deswegen, weil solche Texte in viele Sprachen übersetzt werden. Derselbe Text existiert dann in verschiedenen Versionen. Solche Produkte lassen sich am ehesten mit lexikalischen Internationalismen parallelisieren. Wie ein entsprechendes Textwort nicht unmittelbar die Kategorie Internationalismus repräsentiert, sondern zunächst ein einzelsprachliches Lexem (in einer bestimmten Lesart), das zu einer Gruppe ähnlicher Lexeme verschiedener Sprachen gehört, so repräsentiert ein materiell vorliegendes Druckerzeugnis nicht etwa unmittelbar eine bestimmte Textsorte, sondern ist zunächst eines von mehr oder weniger vielen Exemplaren eines bestimmten Werks bzw. einer Ausgabe oder Bearbeitung davon. Es kann also von einem Text auf verschiedenen Abstraktionsebenen die Rede sein, und es muss dementsprechend der materialisierte Text vom virtuellen Text unterschieden werden. Dabei sind verschiedene Stufen gegeneinander abzugrenzen.

Dies sei versuchsweise konkretisiert am Beispiel von Märchen. Sie werden immer noch auch mündlich tradiert, wobei wie bei allem mündlich Tradierten der Wortlaut sehr stark variieren kann (die sieben Stufen sind nicht als ein definitives Raster zu verstehen):

	Beispiel	
1	Prozess der Rezeption	stille Lektüre vs. Vorlesen
2	materielles Produkt: Exemplar	Buch vs. PDF
3	Ausgabe	Reclam vs. Klassiker Verlag
4	Sprachversion (Wortlaut)	Original vs. Übersetzung

5	Version	Grimm vs. Perrault vs. Disney
6	Werk/Stoff/Fragmente des Wortlauts	Rotkäppchen vs. Schneewittchen
7	Textsorte	Märchen vs. Roman

Man kann den Text selbst gelesen oder gehört haben (1), nur eine Ausgabe einmal in der Hand gehabt (2), mehrere Ausgaben in seinem Bücherregal stehen (3), mehrere Versionen parallel gelesen haben (4 und 5), nur den Stoff oder Motive wie die sieben Zwerge oder „Spieglein, Spieglein an der Wand ...“ kennen (6). Schließlich wird es auch Leute geben, die nur die Textsorte Märchen (7), aber nicht die europäischen Stoffe kennen. Märchen sind sehr verbreitet, es gibt aber auch viele Textsorten, die nicht allgemein bekannt sind.

Text als im Wortlaut festgelegte Einheit (4) zu betrachten, entspricht ganz dem Verständnis, das für die Textgrammatik konstitutiv ist. Ihr geht es nur um Folgen von sprachlichen Zeichen, unabhängig von ihrer materiellen Gestalt und ihrem kommunikativen Einsatz. Damit sind zugleich einige Nachteile dieses Ansatzes genannt: Er lässt sich erstens nur schwer auf nichtlinear präsentiertes Sprachmaterial anwenden und reduziert den Text eben auf das Sprachliche. Das ist allerdings nicht nur als Spezifizierung eines Forschungsgebietes völlig zulässig, sondern sogar das angemessenste Vorgehen, wenn es um virtuelle Texte geht, die (über einen langen Zeitraum) im Wortlaut tradiert werden. Es ist aber grundsätzlich auch für alle Produkte angemessen, die nicht konstitutiv multimodal sind, bei denen die Materialität keine besondere Rolle spielt und die tatsächlich aus umfangreichen Folgen von Sätzen bestehen.

Zu den konstitutiv bimodalen Produkten gehört etwa der Satz des Pythagoras. Dies ist eine virtuelle Einheit, bei der es wenig Sinn hat, nach einem (materialisierten) Original zu fragen – zumal umstritten ist, welche Bedeutung Pythagoras dabei überhaupt zukommt. Auch Partituren von Liedern oder Opern stellen virtuelle Einheiten dar, bei denen eine Medienkombination, nämlich die von Text und Melodie bzw. Musik, konstitutiv ist. Konkrete Aufführungen in ihrer Einzigartigkeit repräsentieren gegenüber Partitur und Libretto eine andere Schicht. Die Möglichkeit, diese technisch zu konservieren, hält eine Vielzahl von Eigenschaften zugänglich, die der virtuellen Einheit der Stufe 4 abgehen. Doch auch sie können ins Langzeitgedächtnis eingehen und wiedererkannt werden.

Damit ist eine weitere Skala angesprochen, nämlich die der Abrufbarkeit eines Elements aus dem Langzeitgedächtnis. Dass man nur einen Teil der lexikalischen Elemente einer Sprache aktiv beherrscht, ist ein Gemeinplatz. Entsprechendes gilt aber natürlich auch für Texte und Textfragmente. Sind sie leicht zugänglich, kann man sie spontan für die eigene Produktion einsetzen. Das betrifft u.a. Routineformeln, sprachliche Versatzstücke, Schlüsselwörter und -formulierungen, Inhaltselemente, Topoi u.a.m. Gerade Alltagsgespräche laufen oft recht stereotyp ab, und manche Menschen erzählen dabei tatsächlich immer wieder die gleichen Geschichten oder Witze. Politiker sind dafür bekannt, dass sie gut in

Leerformeln sprechen können, und in institutionellen Kontexten ist die Reproduktion mehr oder weniger umfangreicher Texte z.T. Voraussetzung für den erfolgreichen Vollzug einer kommunikativen Praktik.

Die Frage, inwieweit Sprachprodukte vorformulierte Elemente enthalten, entspricht einem klar graduell zu fassenden Kriterium. Insofern lässt sich weder nachvollziehen, dass Fiehler u.a. meinen, die Bedingung der Vorformuliertheit von Beiträgen sei bei schriftlichen Praktiken „nicht einschlägig“ (Fiehler u.a. 2004, 74), noch ihrer Annahme folgen, sie differenziere „im Wesentlichen zwei große Klassen von kommunikativen Praktiken, die sich deutlich unterscheiden“ (Fiehler u.a. 2004, 72). Dies passt auch nicht zu der später präsentierten Annahme: „Die Ausprägungen dieser Grundbedingung reichen vom situativen Formulieren bis zur mündlichen Reproduktion schriftlicher Texte“ (Fiehler u.a. 2004, 95). Zuzustimmen ist dagegen ihrem Hinweis, dass „Vorformulierungen häufig in schriftlicher Form festgehalten werden (vom Stichwortzettel bis zum ausformulierten Text)“ (Fiehler u.a. 2004, 72). Diese Praktiken überbrücken damit aber gerade die vermeintlich klare Opposition Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit.

Ebenso wie der Sprecher sich auf Schriftliches stützen kann, braucht der Hörer sich nicht allein auf sein Gedächtnis zu verlassen, um dem Wahrgenommenen Bestand über die Dauer seiner physischen Existenz hinaus zu sichern: Er macht sich beim Zuhören Notizen und schreibt mit. Dieselben Praktiken sind im Umgang mit schriftlichen Produkten üblich. Dem irgendwann als fertig gesetzten Text gehen Notizen, Skizzen, Formulierungsversuche usw. voraus, das Lesen wird von Anstreichungen, Randbemerkungen oder Exzerpten begleitet.

Haben wir es nun bei diesen materialisierten Spuren der Vorbereitung und Wahrnehmung von mündlich Präsentiertem bzw. der Produktion und Rezeption von Geschriebenem mit Texten zu tun? Manches ist selbst für den Schreiber nach kürzester Zeit nicht mehr lesbar, anderes wird zur Grundlage von Büchern (wie etwa dem Hauptwerk von Saussure oder Austin), als Fragment veröffentlicht usw. Es handelt sich also um ein sehr breites Kontinuum, und es ist anzunehmen, dass Individuen damit verschieden umgehen. Wer etwas gleich wieder wegwirft, wenn es nicht mehr relevant ist, behandelt es nicht als Text, nicht weil es nicht kommunikativ wäre – das sind solche persönlichen Aufzeichnungen sowieso kaum –, sondern weil er es nicht der Aufbewahrung für wert hält.

4.2 Gesellschaftliche Praktiken des Umgangs mit Texten

Bei der Frage, was von Texten und Gesprächen im Langzeitgedächtnis gespeichert wird, steht erstens die individuelle Seite im Vordergrund, zweitens ein Prozess, den man nur teilweise kontrolliert: Manches kann man sich nicht merken, anderes nicht aus dem Gedächtnis verbannen. Einem individuellen, aber intentionalen Akt entspricht es, sich Notizen zu machen und diesen dann die Qualität der

Textualität zuzuschreiben oder nicht, indem man sie etwa neuerlich rezipiert oder wegwirft. Intersubjektive Qualität gewinnen Akte, wenn jemand etwas als Text für einen anderen deklariert, indem er es ihm zukommen lässt, was noch nicht garantiert, dass der andere es auch liest.

Textualität ist in diesem Sinne nicht ein Merkmal, das dem Produkt zukommt, sondern eine Eigenschaft, die zugeschrieben wird. Der Prototyp von Texten, eben jene, die zur längerfristigen Überlieferung gedacht sind, kann nun als solcher gar nicht von einem Individuum hervorgebracht werden, sondern ist notwendig das Ergebnis kollektiven Handelns. So lässt sich das Gemeinsame von prototypischen (!) Gesprächen und Texten wohl am besten erfassen: Es handelt sich bei beiden um gemeinschaftliche Hervorbringungen. Auch der Unterschied ist so klar fassbar – im einen Fall wird das Produkt von einer raum-zeitlich kopräsenten Kleingruppe hervorgebracht, im anderen Fall haben Raum und Zeit eine maximale Ausdehnung. Bei Letzteren handelt es sich um Hervorbringungen, die zum kulturellen Erbe gerechnet werden, deren Geltung also weder zeitlich noch räumlich beschränkt ist. Welche konkret dazugehören, unterliegt einem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess, in dem „Definitionsagenturen: Schulen, Universitäten, Feuilletons, Museen“ (Schulze 1992, 142f.) als Akteursinstanzen und Praktiken der Verbreitung und Verdauerung eine besondere Rolle spielen.

Es empfiehlt sich also, die Dichotomie \pm raum-zeitliche Kopräsenz durch die Skalen Verbreitungs-/Gültigkeitsradius und Bestands-/Gültigkeitsdauer zu ersetzen, also danach zu fragen, wie weit Ort und Zeit der (Erst-)Produktion und der Rezeption auseinander liegen. Ein qualitativer Sprung liegt sicher vor, wenn Produzent und Rezipient nicht im selben Bezugssystem agieren, wenn sich ihre Lebenszeiten nicht überschneiden, besser noch: wenn es niemanden mehr gibt, der Zeitgenosse des Produzenten war.

Betrachtet man Textualität als zugeschriebenes Merkmal, so tritt die Dauer der physischen Existenz, also die materielle Haltbarkeit eines Sprachprodukts, in den Hintergrund. Tatsächlich sind andere Aspekte der Zeitlichkeit wichtiger. Für die prototypischen Texte ist dies zunächst die große Zeitspanne, über die hinweg Prozesse der neuerlichen Rezeption stattfinden. Nur flüchtig Existentes, das technisch nicht aufgezeichnet wird, kann dagegen gar nicht mehrfach rezipiert werden. Wenn auch keinerlei vor- oder nachbereitende Notizen existieren und nur situativ formuliert wird, haben wir es mit prototypischen, nämlich nur für den Augenblick gedachten mündlichen Hervorbringungen zu tun.

Was nun Koch/Oesterreicher *konzeptionelle Schriftlichkeit/Mündlichkeit* nennen, kann man als Aufwand für die Herstellung des Produkts operationalisieren (vgl. dazu ausführlicher Adamzik 2015). Im prototypischen Gespräch fällt der zeitliche Aufwand für die Herstellung des Produkts mit der Dauer der Interaktion zusammen. Die graduelle Annäherung an den Distanz-Pol geht einher mit höherem Herstellungsaufwand, der Abstand zwischen der ersten Planung und dem Endprodukt wird größer. Man investiert in die Strukturierung, die Formulierungs-

suche, die Überarbeitung. Kommen dann noch letzte Korrekturgänge und kalligrafische Materialisierung oder Phasen des endgültigen Formatierens, der Erprobung verschiedener Designelemente usw. hinzu, und dies auch noch delegiert an professionelle Akteure, die man bezahlen muss, sind wir bei den Druckerzeugnissen angekommen. Einen entsprechenden, eher noch größeren zeitlichen und materiellen Aufwand benötigt man für die Herstellung multimedialer Produkte, für Webauftritte, Fernsehsendungen, Filme, Theateraufführungen usw. Eben deswegen ist die Parallelisierung mit verschiedenen medialen Ausprägungen von Sprache unangemessen verengend und trifft auch nicht den Kern des gemeinten Kontinuums.

Die bisher genannten Kriterien, insbesondere Verbreitung, Zugänglichkeit, Geltungsdauer und Herstellungsaufwand, stehen zwar miteinander in Zusammenhang, sie lassen sich aber nicht in *einer* Skala anordnen, da Produkte gegenläufige Eigenschaften aufweisen können: Entsprechend dem einen Parameter müsste man sie weit unten, entsprechend einem anderen weit oben auf der Skala verorten. So gehört es zu den Topoi der Kulturkritik, die geringe Verbreitung der Kenntnis von Texten mit höchster kultureller Relevanz zu beklagen. Dafür, dass das Wissen nicht unwiederbringlich verloren geht, sorgen Praktiken der Tradierung, die die Produkte zugänglich halten.

Zugänglichkeit ist selbstverständlich eine skalare Größe und bemisst sich zunächst an der Anzahl der Personen, die das Produkt wahrnehmen können. Minimal ist das eine Person. Auf die innere Sprache sei nur am Rande hingewiesen, sie ist (bis auf Weiteres) nur der Introspektion zugänglich, was nichts an ihrer Bedeutsamkeit ändert. Von Selbstgesprächen kann man dagegen sehr wohl Zeuge werden, relevanter ist in diesem Zusammenhang aber die in literalen Gesellschaften vollkommen übliche, ja geradezu unverzichtbare Praktik, das, was einem durch den Kopf geht, auch auf Papier festzuhalten, selbst wenn daraus kein ‚echter‘ Text werden soll. In diesem Fall liegt kein kommunikativer Sprachgebrauch vor, diese Produkte werden anderen normalerweise nicht zugänglich gemacht.

Gibt es nun auch Produkte am anderen Pol, die tatsächlich alle Mitglieder der Gesellschaft zumindest passiv kennen, an denen sie gewissermaßen nicht vorbeikommen? Um ins Langzeitgedächtnis aller Mitglieder zu gelangen, müssen sie wiederholt wahrgenommen, daher immer wieder präsentiert bzw. vorgeführt werden. Solche Produkte gehen dann ebenso unwillkürlich ins Langzeitgedächtnis ein wie häufig gehörte/gelesene Wörter und Wendungen. Dazu gehören insbesondere Elemente von Zeremonien und (nicht zuletzt religiösen oder politischen) Ritualen, an denen alle teilnehmen müssen. Für unsere Gesellschaft sind solche Praktiken aber ganz und gar untypisch und differenzieren nur noch subkulturelle Gruppen.

Dennoch ist auch für durch Massenmedien geprägte säkulare Gesellschaften charakteristisch, dass bestimmte Produkte einem sehr breiten Publikum immer

wieder präsentiert werden, und zwar (auch) im öffentlichen Raum. Zu den Produkten, denen man sich in westlichen Gesellschaften kaum entziehen kann, gehören z.B. Werbelieder, -spots, -sprüche, Logos und Slogans aller Art. Sie werden in unterschiedlichen Medien präsentiert, und alles ist darauf angelegt, den Markennamen, Melodien und sonstige Klangelemente, aber auch bewegte Bilder zu einem Assoziationskomplex zu verbinden. Man muss diesen Produkten seine Aufmerksamkeit nicht zuwenden, kommt jedoch kaum daran vorbei, von ihrer Existenz Kenntnis zu nehmen. Die Verbreitung solcher Texte ist also extrem hoch, die Zeitspanne, über die hin sie massenweise präsentiert werden, jedoch meist relativ kurz, sie entspricht etwa der von Moden. Ebenso wie bei Modeprodukten besteht an ihrer Archivierung kein ausgeprägtes gesellschaftliches Interesse.

Noch kürzer ist die Geltungsdauer von journalistischen – im ursprünglichen Sinne: tagesaktuellen – Texten, einem Kernelement massenmedialer Kommunikation. Die Haltbarkeit von Zeitungspapier ist zwar beachtlich und Zeitungen werden auch archiviert – nur liest kaum jemand (außer Wissenschaftlern) alte Zeitungen. Tagesaktuelle Texte dienen zur Verbreitung von Inhalten, und diese dürften in der Regel auch das einzige sein, an das man sich allenfalls erinnert. Insofern dieselben Inhalte und größtenteils auch dieselben Texte oder Textfragmente in allen Medientypen und den entsprechenden Organen (Druck- und Online-Zeitungen, Fernseh- und Radiosender) erscheinen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass man sich nicht einmal mehr daran erinnert, wo man etwas gelesen und/oder gehört hat.

Nur aus dem Rahmen des Gewohnten irgendwie herausfallende Kommunikate haben die Chance, immer wieder neu rezipiert zu werden. Das sind natürlich eher die, die nicht bloß tagesaktuelle Wert haben oder die dabei eine spezifische Sichtweise präsentieren (Reportagen, Kommentare, Karikaturen usw.). Dass sie zugänglich bleiben, wurde früher – und wird auch heute noch – weniger dadurch sichergestellt, dass man das Exemplar aufbewahrt (das Ausschneiden und Sammeln von Zeitungsausschnitten ist eher eine individuelle Praktik), als dadurch, dass das Kommunikat an anderen Orten reproduziert wird, teilweise in seiner originalen Gestalt, teilweise auf den Wortlaut oder Fragmente reduziert. Die Zuschreibung eines gewissen Überlieferungswerts geschieht also über die Praktiken der Reproduktion, Bezugnahme oder anderer intertextueller Verfahren.

Durch die neuen Texttechnologien hat sich allerdings die Zugänglichkeit zu Produkten erheblich verschoben. Während es recht mühsam ist, auch erst kürzlich erschienene Artikel an Orten aufzufinden, wo Zeitungen materiell aufbewahrt werden, lässt sich vieles schnell auf den Bildschirm holen. Dokumente, die in virtueller Form existieren, sind beliebig oft und an beliebigen Orten abrufbar. So verlieren die konkreten raum-zeitlichen Situationsbedingungen von Produktion und Distribution an Bedeutung und es werden zumeist auch Zeitspanne und geo-

grafischer Radius größer, über die hinweg tagesaktuelle Kommunikate rezipiert werden.

Mit Unidirektionalität ist die massenmediale Kommunikation daher nicht mehr angemessen charakterisiert. Die Frage nach der Zugänglichkeit verschiebt sich auf die, wie viele Personen sich aktiv Zugang zu einem Produkt verschaffen, wenn es eben nicht zu denen gehört, die im öffentlichen Raum omnipräsent sind und bei denen man gar nicht ermitteln kann, wie oft sie wahrgenommen werden. Angaben über die Anzahl von Abrufen, Likes, Kommentaren usw. sind eine neue Form der Zuschreibung von Rezeptions- und ggf. auch Überlieferungswert.

Daneben geben sie Aufschlüsse über überindividuelle Rezeptionsprozesse, die in der Textlinguistik bislang bemerkenswert wenig Aufmerksamkeit gefunden haben. Selbst die in der Medien- und Literatursoziologie breit berücksichtigten Fragen gehören nicht zum Standard: Wie hoch ist die Einschaltquote für Sendungen, wie groß ist die Reichweite bestimmter Presseorgane, welchen Erfolg haben Kommunikate? Für öffentlich zugängliche Texte sind zumindest elementare Angaben wie Zahl und Höhe von Auflagen, Übersetzungen, Verfügbarkeit in Bibliotheken usw. leicht eruierbar.

Bei von vornherein eine breite Öffentlichkeit ansprechenden Texten scheinen dementsprechend Praktiken der Konservierung gegenüber solchen der Verbreitung durch Reproduktion weniger gewichtig. Bezieht man prototypische Mündlichkeit ein, so ist es zweifellos sinnvoll, Sprachgebrauchsprodukte in einem ersten Schritt einzuteilen in solche, die nicht konserviert werden und tatsächlich allenfalls Spuren im individuellen Gedächtnis hinterlassen, und solche, die materiell gespeichert werden. Bei den konservierten Produkten ist es jedoch unumgänglich, mit einer Skala zu rechnen und auch die gesellschaftlichen Praktiken in den Blick zu nehmen, die den Zugang zu Kommunikaten beschränken.

Den massenmedialen Kommunikaten stehen am anderen Pol Produkte gegenüber, die nur in einem einzigen oder sehr wenigen Exemplaren existieren. Dazu gehören zunächst die schon erwähnten persönlichen Notizen und Privatkorrespondenz. Nur wenn man so etwas in einigermaßen geordneter Form aufbewahrt, lässt es sich wiederfinden und bleibt damit dem Produzenten bzw. Adressaten selbst zugänglich. Ob es nach dessen Tod von anderen gesichtet, archiviert und ggf. sogar veröffentlicht wird, hängt davon ab, welche Bedeutung der Person zugeschrieben wird. Neben solchen, die überlieferungswürdige Texte auch publiziert haben, insbesondere Schriftstellern, sind es vor allem Akteure des Zeitgeschehens, deren Produkte als potenziell bedeutsam gelten.

Die eigentliche Domäne der Archivierung betrifft jedoch eine andere Gruppe von Texten, nämlich solche, bei denen von vornherein ein Archivierungszwang besteht. Sie dienen zwar der interaktiven Bewältigung von Aufgaben, allerdings solcher, die über aktuelle Situationen hinausreichen. Darauf sind bestimmte Akteursinstanzen spezialisiert, nämlich die sog. juristischen Personen. Es handelt sich also nicht um Kommunikation zwischen Individuen, sondern um die inner-

halb von Institutionen – von den Staatsorganen und den Verwaltungsträgern über Parteien, Vereine, Firmen bis hin zu kleinen Gremien, die unter Umständen auch ad hoc zur Behandlung und Entscheidung in Einzelfragen konstituiert werden können. Die konkret an der Interaktion beteiligten Individuen agieren als Vertreter der juristischen Person, d.h. in ihrer Berufs- oder Funktionsrolle. Privatpersonen nehmen als Bürger oder Klienten teil oder sind von den Entscheidungen betroffen. Da an der Herbeiführung von Beschlüssen und der Hervorbringung entsprechender Dokumente in der Regel mehrere Instanzen beteiligt sind, ist der Herstellungsprozess sehr aufwendig und langwierig. Entsprechende Texte sind daher ein besonders gutes Beispiel für zerdehnte Interaktionen, in denen ein gemeinsam getragenes Ergebnis ausgehandelt wird (vgl. Adamzik 2016, Kap. 4.3.3.). Für die Abgrenzung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit eignet sich diese Gruppe von Texten dagegen nicht, da die Verfahren regulär mündliche Komponenten umfassen, deren Ergebnisse in Protokollen festgehalten werden müssen.

Texte, die die Regeln für die mittel- und langfristige Organisation des gesellschaftlichen Miteinanders festlegen (Gesetze, Statuten, Geschäftsordnungen usw.), sind im Prinzip öffentlich zugänglich und heutzutage auch tatsächlich in digitaler Form leicht einsehbar. Die Dokumente, in denen sich die institutionsinterne Arbeit niederschlägt, sind dagegen größtenteils nur intern (etwa über das Intranet) einsehbar, und der Zugang zu archiviertem Material kann auf eine enge Personengruppe begrenzt sein. Das gilt natürlich erst recht für Dokumente, die die Privatsphäre tangieren und dem Datenschutz unterliegen. Die Praktiken der Sperrung des Zugangs für Unbefugte mithilfe von Passwörtern usw. sind in voller Entwicklung und müssen ständig an die technischen Veränderungen angepasst werden.

Damit verbleibt noch die Art von Texten, die nicht nur aufbewahrt und archiviert, sondern Gegenstand der Tradierung werden. Dazu gehören durchaus die bisher genannten: Die in Archiven lagernden Dokumente stellen für Historiker Quellen dar, die ausgewertet werden und auch ausschnitthaft und exemplarisch in neue Texte eingehen, nämlich solche, die die Vergangenheit erzählen, dokumentieren und analysieren. Die Tradierung im Sinne einer popularisierenden Verbreitung erfolgt also nur in verschwindend geringem Maß über die neuerliche Rezeption oder die Reproduktion des Wortlauts, sondern entscheidend über die Nennung der Texte, ihre Interpretation und Situierung (vgl. das Beispiel der Emser Depesche). Dadurch, dass sie immer wieder genannt werden und z.B. in Zeittafeln eingehen, schreibt man ihnen Erinnerungswert zu. Es mag etwas ungewöhnlich erscheinen, dies überhaupt als Tradierung von Texten zu betrachten. Allerdings sind diese Praktiken eigentlich der beste Beleg dafür, dass sprachliches Handeln die Welt verändert. Die archivierten Texte sind gewissermaßen das Rohmaterial, das geschichtliche Entwicklungen konstituiert, ihre Aufbereitung stellt das Mittel dar, mit dem wir daraus unsere Geschichte(n) machen.

Dieselben Praktiken sind auch für die Tradierung und Verbreitung des Wissens einschlägig: Die in Forschungstexten niedergelegten Erkenntnisse werden gefiltert und das dabei als überlieferungswürdig identifizierte in popularisierende und wissensaufbereitende Texte wie insbesondere enzyklopädische Werke überführt. Dies ist ein permanenter Prozess, in dessen Verlauf einige Werke zu Klassikern gemacht werden. Nur solche werden dann immer wieder reproduziert, übersetzt, neu aufgelegt – und von einigen auch gelesen. Die breite Tradierung erfolgt aber über die Texte, die in diesem Filterprozess an sehr nachgeordneter Stelle stehen, neben Enzyklopädien und populärwissenschaftlichen Texten sind das vor allem didaktische wie Schulbücher oder sonstiges Lehrmaterial.

Solche Texte sind dazu gedacht, Grundlage für Unterrichtsgespräche zu bilden. Diese gehören zu einer besonderen Art kommunikativer Praktiken, mit denen die inhaltliche Zugänglichkeit gesichert wird, denn das Verstehen drückt sich eben nicht darin aus, den Wortlaut von Texten zu kennen. Bei der gemeinsamen Behandlung von Texten im Gespräch werden Passagen vorgelesen, reformuliert, evtl. in Schemata umgesetzt, Anschlussfragen gestellt usw. Solche textzentrierten Gespräche, in denen Schriftliches und Mündliches engstens aufeinander bezogen sind, entsprechen natürlich am allerwenigsten dem prototypischen Gespräch – eben deswegen sind sie besonders geeignet, die große Varianz und das Ineinander von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu illustrieren.

Auch für die ganz großen Texte, die zum kulturellen Erbe zählen – vor allem mythologische, religiöse, literarische und philosophische –, sind die Tradierungsinstanzen von besonderer Bedeutung. Und hier ist die (enzyklopädische) Aufbereitung ebenso zentral: Sie speichert Texte in kondensierter Form und erlaubt damit, Zugang zu einer Unmenge von ihnen zu gewinnen. Dieser bleibt zwar sehr fragmentarisch (Wissen über Existenz, Inhalt, Stellenwert, Wirkung), da aber jedes Individuum in seiner Lebensspanne nur einen Bruchteil von ihnen tatsächlich vollständig rezipieren kann, ist dies eine unverzichtbare Praktik, um sie im kollektiven Gedächtnis zu halten. Charakteristisch für diese Gruppe – und ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber den zuvor genannten – ist jedoch, dass sie über einen langen Zeitraum (bis hin zur irdischen Ewigkeit) auch im vollständigen Wortlaut (vieler Sprachversionen) in vielen Ausgaben, Auflagen und Exemplaren existieren und ferner die Stoffe immer wieder neu re-aktualisiert werden, nicht zuletzt durch intermediale Umsetzungen (Hörbuch- oder Comicfassungen, Verfilmungen usw.).

5 Schlussbemerkung

Ein noch immer tradierter Topos besagt, dass der Text die oberste Einheit der linguistischen Analyse sei. Dagegen ist schon früh eingewandt worden, dass jeder

Text auch über sich selbst hinausweist. Spätestens seit Beaugrande/Dressler (1981) besteht Einigkeit darüber, Intertextualität als wesentliches Textmerkmal zu betrachten (vgl. Adamzik 2016: Kap. 8.).

Durch das Internet hat die Textvernetzung eine neue Tragweite gewonnen, und auch andere tradierte Vorstellungen über Kommunikate, ihre Hervorbringung und Rezeption sind ins Wanken geraten. Es ist daher verständlich, dass in den letzten Jahren die neuen Möglichkeiten – v.a. Hypertextualität, interaktive Schriftlichkeit, Multimedialität und aufwendige materielle Gestaltung – besonderes Interesse auf sich gezogen haben. Die empirische Untersuchung von Kommunikationsformen macht es notwendig, einigermaßen homogene Korpora zusammenzustellen. Problematisch ist es allerdings, aus solch forschungspraktisch bedingten Verengungen kategoriale Dichotomien abzuleiten und dabei ganz unterschiedliche Beschreibungsdimensionen miteinander zu vermischen. Dies geschieht insbesondere, wenn ‚mündlich‘ mit ‚Gespräch‘ und ‚schriftlich‘ mit ‚Text‘ gleichgesetzt wird. Aktuellen (technischen) Entwicklungen wird man damit gerade nicht gerecht, dient doch interaktive Schriftlichkeit nicht zuletzt der Vorbereitung, Begleitung, Kommentierung und diskursiven Bearbeitung von ‚monologischen Texten‘; man denke z.B. an die Diskussionsseiten von Wikipedia und Leserkommentare bzw. -diskussionen in Onlinemedien.

Besonders abwegig ist es ferner, ausgerechnet im digitalen Zeitalter der Materialität eine besonders große Bedeutung zuzumessen und sie gegen die Virtualität von Texten ausspielen zu wollen. Gerade die leichte und vielfältige Manipulierbarkeit der materiellen Oberfläche – bis hin zu automatischer Umsetzung von Geschriebenem in Gesprochenes und umgekehrt – zwingt dazu, zugleich den Gegenpol, d.h. verschiedene Abstraktionsebenen, in den Blick zu nehmen. Der Wortlaut, das genuine Objekt der Textgrammatik, entspricht nur einer virtuellen Schicht. Aus soziopragmatischer und kulturwissenschaftlicher Sicht sind oft wichtiger Produktionsumstände, Inhalt, Wirkung und Überlieferungsgeschichte. Das Internet hat nicht nur die Bedingungen für interpersonale Kommunikation fundamental geändert, sondern ist mindestens ebenso wichtig als Speichermedium, das neue Formen der Langzeitarchivierung ermöglicht. Die technische bzw. materielle Speicherung ist allerdings weder notwendig noch hinreichend für Tradierung. Eine solche können nur menschliche Akteure hervorbringen, insofern sie als Teilhaber von Kollektiven Texten Überlieferungswert zuschreiben.

6 Literatur

Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen (Germanistische Arbeitshefte, 40).

Adamzik, Kirsten (2015): Mediale und konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit

- revisited. Geltungsdauer und Gestaltungsaufwand als Operationalisierungskriterien. In: Martine Dalmas/Marina Foschi Albert/Marianne Hepp/Eva Neuland (Hg.): *Texte im Spannungsfeld von medialen Spielräumen und Normorientierung*. Pisaner Fachtagung 2014 zu interkulturellen Perspektiven der internationalen Germanistik. München, 53–73.
- Adamzik, Kirsten (2016): *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. Berlin/Boston (De Gruyter Studium).
- Albert, Georg (2013): *Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum*. Berlin (Diskursmuster – Discourse patterns, 3).
- Averintseva-Klisch, Maria (2013): *Textkohärenz*. Heidelberg (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, 14).
- Beaugrande, Robert de (1997): *New foundations for a science of text and discourse. Cognition, communication, and the freedom of access to knowledge and society*. Norwood, N.J.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Wolfgang Ulrich Dressler (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 28).
- Bense, Max (1969): *Einführung in die informationstheoretische Ästhetik, Grundlegung und Anwendung in der Texttheorie*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlts deutsche Enzyklopädie, 320).
- Brinker, Klaus (1973): *Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik*. In: Horst Sitta/Klaus Brinker (Hg.): *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik*. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Düsseldorf (Sprache der Gegenwart, 30), 9–41.
- Brinker, Klaus (2010): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin (Grundlagen der Germanistik, 29).
- Busse, Dietrich (2012): *Frame-Semantik. Ein Kompendium*. Berlin.
- Fandrych, Christian/Maria Thurmair (2011): *Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht*. Tübingen (Stauffenburg Linguistik, 57).
- Fehler, Reinhard (2009): *Gesprochene Sprache*. In: Dudenredaktion (Hg.): *Duden – Die Grammatik*. Mannheim u.a., 1165–1244.
- Fehler, Reinhard u.a. (2004): *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen (Studien zur Deutschen Sprache, 30).
- Gansel, Christina/Frank Jürgens (2009): *Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung*. 3. Aufl. Göttingen.
- Glinz, Hans (1974): *Linguistische Grundbegriffe und Methodentüberblick*. [Frankfurt a.M.] (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft, 1).
- Habscheid, Stephan (2009): *Text und Diskurs*. Paderborn.
- Hartmann, Peter (1972): *Text, Texte, Klassen von Texten*. In: Walter A. Koch (Hg.):

- Strukturelle Textanalyse. Hildesheim/New York (Studia semiotica, 1), 1–22.
- Harweg, Roland (1979): Pronomina und Textkonstitution. München.
- Hausendorf, Heiko/Wolfgang Kesselheim (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen (Linguistik fürs Examen, 5).
- Heinemann, Margot/Wolfgang Heinemann (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 270).
- Kallmeyer, Werner u.a. (1974): Lektürekolleg zur Textlinguistik. Frankfurt a.M.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (2008): Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Texten. In: Nina Janich (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen (Narr Studienbücher), 199–215.
- Nussbaumer, Markus (1991): Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten. Tübingen.
- Rothkegel, Annely (2010): Technikkommunikation. Produkte, Texte, Bilder. Konstanz.
- Sandig, Barbara (2006): Textstilistik des Deutschen. Berlin/New York (De Gruyter Studienbuch).
- Schubert, Christoph (2012): Englische Textlinguistik. Eine Einführung. Berlin (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik, 30).
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York.
- Wichter, Sigurd (2011): Kommunikationsreihen aus Gesprächen und Textkommunikaten. Zur Kommunikation in und zwischen Gesellschaften. Berlin/Boston (Reihe Germanistische Linguistik, 294).
- Wittgenstein, Ludwig (1971): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a.M.